

vor allem in der Synthese, im Deutschland-zentrierten Querschnitt durch ein langes Pontifikat, das im wissenschaftlichen Diskurs (leider) immer noch auf das Dritte Reich fokussiert ist.

Leipzig

Stefan Samerski

Schott, Christian-Erdmann (Hrg.): *Spuren und Wirkungen der schlesischen evangelischen Kirche im Nachkriegsdeutschland*, Würzburg (Bergstadtverlag W.G. Korn) 2000, 260 S., geb., ISBN 3-87057-232-9.

Im Sommer 2000 wurde des 50. Jahrestages der „Charta der Heimatvertriebenen“ nicht nur durch den Bundeskanzler in feierlicher Form gedacht. In der Charta hatten die „erwählten Vertreter von Millionen von Heimatvertriebenen“ am 5. August 1950 in feierlicher Form erklärt: „Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung.“ Auch der Berlin-Brandenburgische Bischof Wolfgang Huber würdigte die „Charta“ in einem ökumenischen Gottesdienst im Berliner Dom als ein „Dokument des Friedens“. Zur gleichen Zeit wurde allerdings auch der Ostkirchenausschuß der EKD durch einen Beschluß des Rates der EKD aufgelöst, der mehr als 50 Jahre lang seinen „Dienst für die evangelischen Vertriebenen“ getan hat. Die in der sog. „Ostkirchenarbeit“ Engagierten, die sich – zumeist schon in höherem Alter stehend – nach der Öffnung der Grenzen zum östlichen Europa hin mit ganz unerwarteter Energie der grenzüberschreitenden Partnerschaftsarbeit mit den evangelischen Christen in den „alten Heimatgebieten“ zugewandt haben, konnten diese Entwicklung nur mit Trauer und weithin mit Unverständnis registrieren.

Die kirchliche Integration der evangelischen Heimatvertriebenen war ein schwieriger Prozess, der sich mehr durch den Zeitablauf und die Macht des Faktischen regelte als auf der Grundlage sorgfältig bedachter und theologisch sorgsam reflektierter Überlegungen. Die Spannungen, die dadurch entstanden, hat Hartmut Rudolph in seiner großen zweibändigen Studie „Evangelische Kirche und Vertriebene 1945 bis 1972“, die 1984/85 bei Vandenhoeck & Ruprecht erschien, detailliert nachgezeichnet. Welche „Spuren und Wirkungen“ die Flüchtlinge und Vertriebenen in den aufnehmenden Landeskirchen hinterlassen haben, wie sie also auf das Binnenklima der aufnehmenden Gemeinden einwirkten, neue Frömmigkeitsformen dort heimisch werden ließen und, indem sie sich allmählich integrierten, auch einen Beitrag zur inneren Gestal-

tung ihrer „neuen Heimat“ leisteten, ist bisher allenfalls am Rande erörtert worden. Einschlägige Veröffentlichungen blieben in aller Regel auf den Kreis der unmittelbar Betroffenen begrenzt. Erst mit der Gründung des Arbeitskreises Deutsche Landeskirchengeschichte 1992 sind zumindest die Beiträge zur Kirchengeschichte der untergegangenen Heimatkirchen im Osten einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden (vgl. Dietrich Blaufuß [Hg.]: *Handbuch Deutsche Landeskirchengeschichte* [= Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche 26], Neustadt an der Aisch 1999).

Die schlesische Kirche war nicht nur die größte der Kirchen im Osten. Ihre ehemaligen Glieder gehören auch bis in die Gegenwart hinein zu denjenigen, die am aktivsten für das eigene Erbe einstehen und die Partnerbeziehungen zu den Protestanten in heute polnischen Schlesien pflegen. Der „Verein für schlesische Kirchengeschichte“ mit seinem renommierten Jahrbuch und die „Gemeinschaft evangelischer Schlesier“, die den „Schlesischen Gottesfreund“ herausgibt, eine beachtliche „Schlesienhilfe“ leistet und sich auf den „Schlesischen Kirchentagen“ repräsentiert, aber auch die restschlesische Kirche um Görlitz, die seit 1992 den Namen „Evangelische Kirche der schlesischen Oberlausitz“ trägt (in der DDR hieß sie gewöhnlicherweise „Evangelische Kirche des Görlitzer Kirchengebietes“), stehen bis heute für die Lebenskraft der Schlesier.

Christian-Erdmann Schott, der bereits vielfach mit Studien zur Geschichte seiner Heimatkirche hervorgetreten ist und dem „Verein für schlesische Kirchengeschichte“ vorsteht, ist es zu danken, daß jetzt eine erste Bilanz der „Spuren und Wirkungen der schlesischen evangelischen Kirche im Nachkriegsdeutschland“ vorgelegt werden konnte. Der EKD-Ratsvorsitzende Präses Manfred Kock erklärt dazu in seinem Grußwort: „Das Beispiel der Schlesier macht Hoffnung, daß der lange und mühsame Weg der Erinnerung sich lohnt und daß Friedensarbeit und der Dienst der Versöhnung ihr Ziel nicht verfehlen müssen“ (12).

In einem ersten Teil stellt sich die heutige Evangelische Kirche der schlesischen Oberlausitz mit Beiträgen u.a. von Bischof Joachim Rogge (†) vor. Das ist um so bemerkenswerter und erfreulicher, als das Zusammenfinden der „Gemeinschaft evangelischer Schlesier“ in Westdeutschland mit der „Restkirche“ ihrer früheren Heimat keineswegs spannungsfrei verlief.

Ein zweiter Teil widmet sich der Betrachtung der Situation in einzelnen Landeskirchen. Hier konnte Vollständigkeit offensichtlich nicht erreicht werden, so fehlt z.B. die Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens. Der dritte Teil charakterisiert „Schlesische Einrichtungen/Institutionen“, bei denen hier nur auf die sieben Diakonissenhäuser schlesischer Herkunft hingewiesen sei. Es schließt sich eine Vorstellung der „Ost-West-Begegnungen“ an, bei denen sich die „Schlesienhilfe“ nicht nur um den Transfer materieller Gaben in die „alte Heimat“ bemüht, sondern auch um eine wachsende geistliche Gemeinschaft über Grenzen hinweg. Den Schluss bildet das Kapitel über den „Schlesischen Kirchentag“, der eine enge Zusammenarbeit mit dem „Heimatwerk schlesischer Katholiken“ pflegt.

Die einzelnen Beiträge dieses Sammelbandes sind von durchaus unterschiedlicher Qualität. Das erklärt sich vor allem daraus, dass die Aufarbeitung der schlesischen Spuren und Wirkungen in den landeskirchlichen Archiven noch ganz am Anfang steht. Zwei Bereiche mussten bedauerlicherweise ganz ausgespart bleiben. Dabei geht es einmal um eine Zusammenschau der wissenschaftlichen Studien zur Kirchengeschichte Schlesiens, die in beträchtlicher Anzahl nicht nur im Umfeld evangelischer Fakultäten vorgelegt wurden, sondern auch weit darüber hinaus. Ebenso vermisst man einen Beitrag zur Rolle der aus Schlesien stammenden akademischen Theologen und der kirchlichen Führungspersonlichkeiten im Nachkriegsdeutschland, die keineswegs gering gewesen ist. Solche Fehlanzeigen sollen aber die Bilanz schlesischer Spuren und Wirkungen nach 1945 nicht verdunkeln. Sie ist tatsächlich so beträchtlich und tiefgreifend genug, dass sie auch auf gesamt-kirchlicher Ebene mit Sorgfalt und Dankbarkeit registriert werden sollte.

Telgte

Peter Maser

*Treidel, Rulf Jürgen: Evangelische Akademien im Nachkriegsdeutschland. Gesellschaftspolitisches Engagement in kirchlicher Öffentlichkeitsverantwortung (= Konfession und Gesellschaft 22), Stuttgart (Kohlhammer) 2001, 259 S., kt., ISBN 3-17-016878-9.*

Die kirchliche Zeitgeschichtsschreibung erlebte in den letzten Jahren einen Aufschwung. Jedoch konzentrierte sich das Forschungsinteresse im wesentlichen auf einen Gegenstand: die evangelischen Kirchen in der DDR. Dadurch entstand ein starkes Ungleichgewicht. Während der

Weg des ostdeutschen Protestantismus durch vierzig Jahre DDR-Geschichte inzwischen relativ gut erforscht ist, obgleich es auch hier noch blinde Flecken gibt, so ist die Geschichte der evangelischen Kirchen in der alten Bundesrepublik noch weitgehend eine terra incognita.

So ist es erfreulich, dass Rulf Jürgen Treidel (= T.) mit seiner Hamburger Dissertation hier gegen den Strom schwimmt und sich der Erforschung der Ev. Akademien in der Frühzeit der westdeutschen Demokratie widmet. Akademiegründungen erfolgten im gesamten Nachkriegsdeutschland, der Historiker T. konzentriert sich jedoch in seiner Untersuchung auf den Bereich der alten Bundesrepublik und West-Berlin. Diese Beschränkung ist angesichts der unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen die Ev. Akademien in den beiden Teilen Deutschlands agierten, nachvollziehbar. Nur im westlichen Teilstaat, so argumentiert der Autor, war es den Akademien möglich, im „gesellschaftspolitischen Leben mitzuspielen“ (14). Hier konnten sie sich als herausragende evangelische Institutionen zur Wahrnehmung der kirchlichen Öffentlichkeitsverantwortung etablieren. Sie bildeten ein Diskussionsforum für eine über kirchliche Funktionsträger hinausreichende protestantische Elite, welche die Frühzeit der Bundesrepublik maßgeblich mitgestaltete. T. dokumentiert dies exemplarisch anhand einer Rekonstruktion der in den Akademien geführten Gespräche über Fragen der Sozialpartnerschaft und der Demokratievorstellungen.

Insbesondere zwei Ev. Akademien setzten sich intensiv mit der Gestaltung der Sozial- und Wirtschaftsordnung im jungen Weststaat auseinander: die Akademie Bad Boll unter Leitung des agilen Eberhard Müller sowie die Akademie Hermannsburg / Loccum. Dabei zeigte sich eine gewisse Nähe zwischen traditionellen, patriarchalisch strukturierten Unternehmenskonzepten und dem in der evangelischen Kirche verbreiteten sozialfürsorglichen Gedankengut, das sozialethisch motiviert und historisch gewachsen war. Der in den Akademien in Hermannsburg / Loccum und Bad Boll vertretene Protestantismus zielte im ersten Nachkriegsjahrzehnt in sozialethischen Fragestellungen auf eine vorsichtige Öffnung der traditionellen sozialpatriarchalen Vorstellungen in Richtung auf die Erfordernisse einer komplexeren Industriegesellschaft. Anstelle von Mitbestimmung präferierte man das Konzept einer Mitverantwortung und unterstützte daher mit verschiedenen Initiativen die Sozialpartnerschaftskon-